

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1927**

12.6.1927 (No. 24)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

16. Jahrg. No 24



12. Juni 1927

Ernst Wahle / Ein Friedhof der späten Merowingerzeit  
von Wiesloch.

Zu Beginn des Jahres 1906 wurde im Gewann „Unterm Eichelweg“ westlich von Wiesloch eine größere Ausschachtung von Erdreich vorgenommen, welches der Herstellung der Straßenüberführung über die Staatsbahn bei dem nahe benachbarten Bahnhof Wiesloch-Walldorf diente. Hierbei kamen Fundeutage, welche von dem leitenden Ingenieur den zuständigen Stellen gemeldet wurden und zu der Ausgrabung eines geschlossenen Friedhofes der Merowingerzeit führten. Die Funde gelangten in das Heidelberger Kurpfälzische Museum; die für eine anthropologische Bearbeitung geeigneten Skelette wurden dem anatomischen Institut ebendort zugeführt.

Es handelt sich um Skelette, welche in gestreckter Rückenlage verschieden tief im Boden lagen und in durchgehend westöstlicher Richtung den Blick der aufgehenden Sonne zuehrten. In zwei Fällen zeigte sich eine Brust zweimal belegt; sonst aber lagen die Toten einzeln, wenn auch nahe beieinander und zum Teil in geschlosseneren Gruppen, welche wohl Verwandte beherbergten. Der Plan des Friedhofes nennt 108 Gräber. Berücksichtigt man neben der doppelten Belegung von zweien der Gräfte auch einige vor Beginn der planmäßigen Grabung gehobene Fundstücke, welche aus mindestens zwei weiteren Bestattungen stammen, so kommt man auf 112 Gräber. Im Hinblick darauf, daß der Feldbau der neueren Zeit manche Bestattung zerstört haben mag, wird man die Ziffer der einst dort gebetteten Toten noch etwas größer annehmen. Immerhin dürfte sie nicht wesentlich größer gewesen sein; und da die Ausschachtung die Grenzen des Friedhofes in jeder Richtung weit überschritten hat, ohne weitere Skelette zu finden, veranschaulicht die genannte Ziffer die Größe des Gräberfeldes und der angehörigen Siedelung recht gut.

Ihr Alter ergibt sich aus den Beigaben. Sind solche auch nur in 24 Bestattungen angetroffen, so vertreten sie doch eine einheitliche Zeitstufe und geben zusammen mit dem genannten, sehr kennzeichnenden Bestattungsbrauch die innere Geschlossenheit des ganzen Fundes zu erkennen. Es wäre nun aber nicht richtig, aus dem Fehlen von Beigaben in nicht weniger als vier Fünftel der Bestattungen auf Armut der Bevölkerung schließen zu wollen. Es liegen aus dem Friedhof doch recht reiche Gräber sowohl von Männern wie von Frauen vor. So denkt man daran, in dem Aufhören der Sitte, die Toten für das Jenseits auszurüsten, die Ursache dieser Erscheinung zu erblicken. Aber wenn auch diese Erklärung in der verhältnismäßig späten Zeitstellung der Beigaben eine wesentliche Stütze findet, so bedarf sie doch einer recht scharfen Fassung. Der Plan des Friedhofes gibt nämlich zu erkennen, daß einer Gruppe von etwa 55 Gräbern ohne jedes Fundinventar ein etwa ebenso großer Kreis gegenübersteht, in welchem 22 Bestattungen, d. h. zwei Fünftel, Beigaben aufweisen. Der ältere Teil der Gräber stammt aus einer Zeit, in welcher man den Toten gelegentlich noch Beigaben mitgab; die jüngere Hälfte aber, welche sich nach Ausweis des Friedhofplanes ohne eine zeitliche Lücke an die ältere anschließt, veranschaulicht die Folgezeit.

Die besonderen Kennzeichen der aus dem Friedhof stammenden Beigaben können hier nicht behandelt werden. Immerhin ist darauf aufmerksam zu machen, daß ihre typologischen Eigenheiten von sämtlichen merowingerzeitlichen Friedhöfen der Nachbar-

schaft wesentlich unterscheiden. Hierin beruht überhaupt die besondere Bedeutung der Fundstelle. Es ist, um diese Verschiedenheit festzustellen, nicht erst nötig, bis zu den Fundstätten Heidelberg-Kirchheim oder der Gegend von Hockenheim, zu den Friedhöfen von Eichersheim oder Sinsheim zu gehen. Auf der Gemarkung Wiesloch selbst, wenige hundert Meter vom Gewann „Unterm Eichelweg“ entfernt, auf dem anderen Ufer des Reimbaches ist nördlich von der Dornmühle ein weiterer Reihengräberfriedhof angetroffen worden, der ein ganz anderes Antlitz hat als der hier in Rede stehende. Dreimal erscheint daselbst die in den Gräbern „Unterm Eichelweg“ fehlende zweischneidige Spatha; die Länge des einschneidigen Stabmessers, des Saxes, ist hier wesentlich geringer, als diejenige von den aus dem hier behandelten Friedhof stammenden Stücken. Die Formen der Lanzenspitzen kehren überall in den genannten Reihengräberfeldern wieder; aber die eigenartige, gedrungene Gestalt der drei Speereisen des hier in Rede stehenden Friedhofes befindet sich nicht darunter. Dasselbe gilt von dem Schildbuckel, der aus den Gräbern nördlich der Dornmühle zweimal bekannt ist. Unter den Gefäßen aus diesem Friedhof befinden sich neben der üblichen doppellegelförmigen Ware nicht weniger als sechs Töpfe und eine Schale von spät-römischer Machart und Form. In den Gräbern „Unterm Eichelweg“ aber fehlen keramische Beigaben vollständig, und der einzige vorhandene Schildbuckel hat eine sonst nicht wiederkehrende Form.

Diese wenigen Angaben mögen genügen, um zu zeigen, daß ein großer Gegenab zwischen den Friedhöfen auf beiden Ufern des Reimbaches besteht. Die Heranziehung der oben genannten Gräberfelder von Eichersheim und Sinsheim, Kirchheim und der Gegend von Hockenheim würde diesen Gegenab nur noch vertiefen und den Friedhof „Unterm Eichelweg“ gewissermaßen noch mehr isolieren. In Anbetracht davon, daß die genannten Fundstellen den hier behandelten Begräbnisplatz rings umgeben und sich eine von ihnen sogar in seiner unmittelbaren Nachbarschaft befindet, können die Eigenheiten der archäologischen Erscheinung des Friedhofes „Unterm Eichelweg“ nicht als örtliche Besonderheiten aufgefaßt werden, welche zeitlich neben dem Kulturgut der anderen Friedhöfe einhergegangen seien. Die Erklärung dieses Befundes kann nur darin gesucht werden, daß ein Unterschied in der Zeitstellung zwischen dem hier behandelten Friedhof einerseits, den sonst genannten andererseits besteht.

Soweit die Beigaben der Gräber „Unterm Eichelweg“ bereits für eine genauere zeitliche Festlegung der Fundstelle herangezogen werden können, sprechen sie für ihre recht späte Einordnung innerhalb der Merowingerzeit. In erster Vinte fällt hier der Sax in die Wagshale, dessen beachtliche Länge ein Kennzeichen der späten Merowingerzeit ist. Sodann sind die Lanzenspitzen zu nennen, deren knopfartig verdickte Nieten die Parierflügel der Karolingerzeit vorzubereiten scheinen. Nicht mit derselben Bestimmtheit darf auf die Häufigkeit der einfachen Rundspindel aufmerksam gemacht werden; immerhin scheint es, als ob das Vorkommen lediglich dieses Spindeltypus auf dem Fundplatz doch bezeichnend ist. Dasselbe gilt von den Perlenketten, und zwar sowohl hinsichtlich Stoff, Form und Größe der einzelnen Stücke, wie auch betreffs des Farben-Gesamteindrucks; in jeder Beziehung ist dieses Material weit entfernt von den Vorbildern der spät-römischen und der

älteren Merowingerzeit. Zu diesen Gesichtspunkten treten die Hinweise darauf, daß ganz bestimmte Erscheinungen in den Gräbern fehlen, Natürlich kann aus dem Nichtvorhandensein von irgendwelchen Gegenständen in der ganzen Archäologie stets nur mit besonderer Vorsicht geschlossen werden. Ein Schmuckstück oder Gerät, das nicht als Beigabe in einem Grabe erscheint, kann zur Zeit eben dieser Bestattung bezweigen doch benutzt worden sein. Aber es muß auffallen, daß von allen Erscheinungen der älteren und mittleren Merowingerzeit sich gar nichts in den Gräbern „Unterm Eichelweg“ findet. Man vermisst die Keramik der spätrömischen Art, den Zellenförmigen wie die Spatha, bestimmte Formen der bronzenen Gürtelschnalle und endlich auch alle Spangensfibeln. Gerade das Nichtauftreten der Gesamtheit dieser Dinge darf man zugunsten der späten Ansetzung des Friedhofes in die Wagsschale werfen.

Eine Bestätigung für die Richtigkeit der Auffassung, daß das in Rede stehende Gräberfeld keine örtliche Sondergruppe verkörpert, sondern eine bestimmte Zeitsstufe der merowingischen Periode vertritt, darf darin erblickt werden, daß aus der Fülle der merowingischen Fundstellen Badens und Württembergs ein Kreis von Friedhöfen ausgeschieden werden kann, welcher mit dem Inventar des Begräbnisplatzes „Unterm Eichelweg“ durch zahlreiche Gemeinsamkeiten verbunden ist. Da es sich dabei, der späten Zeitstellung dieser archäologischen Fundschicht entsprechend, in der Regel um Gräber mit nur wenigen Beigaben handelt, ist Vorsicht bei ihrer Zuteilung natürlich geboten. Aber es erscheint doch sehr beachtenswert, daß der im ganzen nur zufällig zusammengetragene merowingische Fundstoff der beiden genannten Länder heute bereits einer derartigen Durchprüfung Erfolg verspricht. Neben den Fundorten Eppingen, Bergshausen bei Durlach und Ettlingen erscheinen hier nur Funde aus dem Oberland. Das Tal der oberen Donau ist zweimal vertreten (Hausen im Tal und Gutenstein, beide Amt Melskirch), der Oberrhein nicht weniger viermal. Unter dem noch etwas spärlicheren württembergischen Material hebt sich der Fundort Dürrmenz bei Mühlacker durch die Zahl der Gräber sowohl wie die Menge der Beigaben heraus. Diesen Funden fehlen im wesentlichen dieselben merowingischen Erscheinungen, welche in dem Gräberfeld „Unterm Eichelweg“ nicht vorhanden sind. Sodann ist ihnen die Spärlichkeit der Beigaben gemeinsam. Aber es wäre falsch, zum Zwecke der Veranschaulichung dieser letzteren Tatsache das Inventar der Funde gleichmäßig über die Gesamtzahl der Bestattungen verteilen zu wollen. Die Durchprüfung der Fundnotizen ergibt vielmehr, daß zahlreichen beigabenlosen und spärlich ausgestatteten Gräbern ein kleiner Kreis von reicher versehenen, und zwar insbesondere von Kriegergräbern, gegenübersteht. Dieser ganze, demjenigen von Wiesloch-„Unterm Eichelweg“ so nahestehende Fundstoff stammt von Plätzen, welche Material aus anderen Unterabschnitten der Merowingerzeit nicht geliefert haben. Es ist überhaupt eine auffallende Erscheinung, daß die durch diesen Fundplatz einerseits, diejenigen von Kirchheim, Hochenheim, Eichtersheim, Einsheim und Wiesloch-Dornmühle andererseits gekennzeichneten Typen niemals an ein und derselben Stelle vergesellschaftet vorkommen. Warum hört die Belegung der so ungemein zahlreichen Friedhöfe überall um dieselbe Zeit auf? Warum werden, ohne eine plötzliche Veränderung auf typologischem Gebiete, jetzt die Toten auf neuen Plätzen bekrattet?

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieser Wandel mit der Aufnahme des Christentums zusammenhängt. Die Toten in den Reihengräbern sind durchweg oder fast ohne Ausnahme Christen; schon im 6. Jahrhundert besteht eine fränkische Landeskirche, und gerade in diese Zeit hinein gehört die Menge der großen Friedhöfe von der Art derjenigen von Heidelberg-Kirchheim, Eichtersheim und Einsheim. Aber erst in viel spätere Zeit als in diejenige der Christianisierung fällt das Aufhören des Brauches, die Gräber mit Beigaben auszustatten. Dieser Brauch wird noch während des 6. und 7. Jahrhunderts in selbstverständlicher, alter Art geübt. Dem der Tote hat nach geläufigem Rechtsbrauch Anspruch auf seinen Nachlaß. Später übernimmt die Kirche in einer Periode der inneren und äußeren Festigung die Sorge für das Heil der Toten. Somit braucht der Tote keine Beigaben mehr; diese werden der Kirche zugewendet und erscheinen nicht mehr in den Gräbern. Im Zusammenhang mit der Uebernahme der Fürsorge für die Toten wird man ihre Bestattung bei den Ortskirchen gefördert haben, so daß die Belegung der alten Reihengräberfriedhöfe aufhörte. Voraussetzung dafür, daß wir diesen der schriftlichen Ueberlieferung zu entnehmenden Wandel in dem archäologischen Stoff wieder erkennen können, ist freilich, daß in dem hier in Rede stehenden badisch-württembergischen Gebiet das Erstarken der Kirche etwa in der Mitte des 7. Jahrhunderts fällt. So würde das Ende der großen, im Durchschnitt reich mit Beigaben ausgestatteten Reihengräberfriedhöfe erklärt, deren Belegung nach den archäologischen Anzeichen um diese Zeit aufhört. Die Friedhöfe von Wiesloch-„Unterm Eichelweg“, Dürrmenz usw. stellen dann die von der Kirche veranlaßten neuen Gründungen vor, in denen der alte Brauch nicht mit einem Male verschwindet, wohl aber, wenigstens in den einfacheren Kreisen, nach einiger Zeit einschläft. Vielleicht sind diese Friedhöfe deshalb so selten, weil in der größeren Menge der Fälle die alte Sitte mit der Verlegung des Bestattungsplatzes sofort aufhörte. Dann wäre es zu verstehen, warum sie gerade in den entlegenen Gebieten trotz der Anlegung von neuen Friedhöfen noch weiter gepflegt wird. Auch die Tatsache, daß gerade die Großen dieser Welt an dem alten Brauch am längsten festhalten, fügt sich diesem Bilde ein. Diese Annahme, daß die Fundorte von dem Inhalt des Friedhofes von Wiesloch-„Unterm Eichelweg“ in die Zeit nach dem Erstarken der Kirche gehören, setzt freilich voraus, daß an den Stellen, wo wir diese Gräber finden, einst Kirchen standen. Und in der Tat trifft dies für einen Teil der Gräberplätze zu. Sowohl das Doppelgrab von Gutenstein wie auch ein Teil der anderen reich ausgestatteten Bestattungen ist in unmittelbarer Nachbarschaft von Kirchen gehoben. Versteht es auf einem Zufall, daß der Friedhof von Dürrmenz um die dortige Peterskirche herum liegt? Unbillig wäre es nun aber, zu erwarten, daß jetzt in allen derartigen Fällen die alte Kirche nachgewiesen wird. Oft genug dürfte sie ein Schwellenbau gewesen sein, der spurlos vergangen ist.

So regt der Friedhof „Unterm Eichelweg“ in Wiesloch zu verschiedenen Fragen an. Er bietet ein wesentlich anderes Bild als die Mehrzahl der merowingischen Fundstätten des Landes und kann als eine einheitliche, geschlossene Fundstätte, über welche zudem gute Notizen vorliegen, zum Ausgangspunkt vergleichender typologischer und chronologischer Betrachtungen gemacht werden. Damit aber ist ihm auch für die Folgezeit archäologischer Erforschung unseres Landes eine besondere Bedeutung gesichert.

## Albert Hausenstein / Altkarlsruher Leben und Geselligkeit.

### I.

Wenn nachstehend vom Tun und Treiben unserer Karlsruher Altvordern, von ihren Gepflogenheiten, ihren Passionen und ihrem Geselligkeitsbedürfnis die Rede ist, so muß im vorhinein darauf hingewiesen werden, daß wir ungefähr den Zeitraum seit der Stadtgründung (1715) bis etwa zum Jahre 1870, diesem bedeutungsvollen Abschnitt in der Geschichte des deutschen Volkes, betrachten wollen. Es wäre dabei zunächst einiges wenige über die damalige Stadt Karlsruhe und über die Charakterveranlagung ihrer Bewohner zu sagen, wie sie uns im Spiegel zeitgenössischer Literatur geschildert werden.

Man stelle sich unsere Vaterstadt, beiläufig um die Mitte des 18. Jahrhunderts, also zur Zeit des tatkräftigen, zielbewußten und klugen Markgrafen Karl Friedrich, als ein kleines Städtlein vor, dessen ein-, höchstens anderthalbstädtige, rotgetünchte Häuschen diesem den Beinamen die „rote Stadt“ eintrugen. Gelbgekleidete fürstliche Lakaien und gelbe Dragoner in ihren hohen Reiterstiefeln, eisenklirrende Kürassiere und buntverschürte Husaren, einige wenige Mannschaften des Leib-Infanterieregiments nebst ein paar Artilleristen, insgesamt etwa 200 Mann einschließlich ihrer Offiziere, welche die Hausstruppen des Markgrafen darstellten, gravitätisch einherstolzierende Bürger in hochroten, hellgrünen oder hellbraunen Röcken, in der Hand würdevoll und bedächtig den Rohrstock mit Goldknopf und farbigem Stockband haltend, vervollkommen das Stadtbild in bezug auf seine freundliche Bunttheit und

verleihen den Straßen, deren die Stadt 1791 noch bei rund 9000 Einwohnern bloß 11 zählte, deren Namen fast ausnahmslos dem in einer jeden von ihnen gelegenen Wirtshaus ihren Ursprung verdankten, den Stempel behäbiger altbadischer Gemütlichkeit. Denken wir uns hierzu noch die holden Vertreterinnen des schönen Geschlechts in ihren weitausladenden glockenförmigen Krinolinen, das künstlich aufgebaute, hochgefürmte und bepuderte Haar von dem zierlichen Knickschirmchen überschattet, dann haben wir annähernd den Gesichtsausdruck unserer Landeshauptstadt vor 150 Jahren. Einfach wie die äußere Erscheinung waren auch die Innenräume der Wohnhäuser ausgestattet. Selbst markgräfliche Hofräte fühlten sich in Zimmern wohl, die bloßen Kalkanstrich oder günstigstenfalls eine grobgemusterte Tapete aufwiesen. Schränke, Tische, Stühle, Holzbänke usw., nur mit schlichter Delfarbe gestrichen, mitunter ein geblumtes Polstersofa und eine jedoch nicht unbedingt benötigte Kommode, welche die Erbstücke des Hauses verwahrte, bildeten den ganzen Reichtum. Hierzu kamen noch ein schmaler Wandspiegel, Leinwand- oder Plüschvorhänge und eine Uhr mit meist metallenen Gehäuse. Der Fußboden war mit weißem Sand bestreut. Zum Essen bediente man sich zinnerner Teller. Silberbesteck kam nur höchst selten und nur in den Häusern der Vornehmsten vor. Den Charaktereigenschaften nach werden die alten Karlsruher, deren Stadt 1809 bereits über 10 000 und 80 Jahre später 22 654 Einwohner zählte, was bei der großen Fruchtbarkeit der Ehen, wo Familien von sechs, sieben und acht Kindern“ noch 1791 nichts Seltenes waren, nicht weiter auffällig,

als „ein sehr braver Schlag von Menschen“ geschildert, deren natürliche Herzengüte, Zuverlässigkeit, Gastfreundschaft, Mittelsamkeit und Gottesfurcht von einem scharfen und vorurteillosen Beobachter wie Brunn hervorgehoben werden. Hauptsächlich bezeugen sie „viel Eifer und Ehrfurcht für die Religion, ohne jedoch bigott zu sein“.

Vor allem schätzten es die alten Karlsruher, des Sonntags mit Kind und Regel Spaziergänge in der näheren oder weiteren Umgebung ihrer waldbumkränzten, gesunden Residenzstadt zu machen, wo meistens freilich auch entsprechende herzerquickende Abgung ihrer wartete, wenn sie es nicht vorzogen, angetan mit dem ganzen bunten Kleiderstaat der damaligen Zeit, durch die engen Gäßlein von „Karlsruhe“ zu lustwandeln oder sich im Schlossgarten zu ergehen, wobei sie wohl immer ein wenig von der leisen Hoffnung befeelt gewesen sein mögen, sie könnten dort vielleicht sich in die angenehme Lage versetzt sehen, Serenissimus selbst die untätigste Reverenz erweisen zu dürfen. In letzterem Fall besichtigte man mancherlei, was man längst schon kannte, z. B. zum so und so vielen Male die „Seidenwürmer“, den Ball-, Fasan- oder Obstgarten des Schlosses. Auch die prächtigen Tulpenbeete — neben zahllosen Hyazinthen, Narzissen, Kammelein usw. waren von diesen mehr denn 5000 Arten daselbst vertreten —, die sich vor der markgräflichen Behausung befanden, übten immer wieder ihre Anziehung aus. Wer aber besonderen Wert auf Gottes schöne, freie Natur legte, der begab sich in den Hardtwald, der sich noch vor ungefähr 150 Jahren schier urwaldartig um die Stadt zog, oder er stattete dem Schloß Scheibhardt einen Besuch ab, nicht ohne auf dem Rückweg im „Stephanienbad“ zu Beiertheim, das 1811 seine Pforten geöffnet hatte, aber erst seit 1817 diesen Namen führte und wo immer etwas „los“ war, sich einen Schoppen zu genehmigen, um dann im Schatten uralter Bäume durch das Beiertheimer und Sallenwäldchen den heimischen Penaten zuzufahren. Vom Rüppurrer Tor aus lenkte man auch gern seine Schritte nach Süden, an der Schießstätte vorbei, zum Augarten, nach welchem heute noch eine Straße im sog. „Bahnhofstadtteil“ ihren Namen trägt; hier gab es neben vorzüglicher Verpflegung auch allerhand Unterhaltungs spiele für jung und alt. Ober aber man wanderte zum „Promenadenhaus“ hinaus, einer Wirtschaft mit vielbenützigtem Tanzsaal, ungefähr an der Ecke der heutigen Kriegs- und Westendstraße gelegen, dessen Besitzer im Sommer öfter die damals so sehr beliebten Feuerwerke abbrannte. Auch dem Kiliansfeld, einer Meierei im Durlacher Wald, wo 1754 Markgräfin Karoline die erste Maulbeerpflanzung für ihre Seidenraupen ins Leben gerufen hatte, schenkte des guten dort erhaltlichen Trunk wegen der Altkarlsruher gerne seine besondere Aufmerksamkeit, wobei man dann auf dem Heimweg noch den großen Vorteil hatte, im Alleehaus, auf halbem Weg zwischen Durlach und Karlsruhe, nochmals einen hinter die Binde stecken zu können. Außer Sonn- und Feiertags war dort draußen auch noch jeden Dienstag Tanzmusik, während die bessere Gesellschaft sich zu Bällen daselbst zusammenfand. Ein heutzutage ganz vergebener, damals aber außerordentlich beliebter Ausflugsort war der sog. „Entensfang“, eine halbe Stunde vom „Alleehaus“ entfernt und beiderseits der Pfing, östlich von Rintheim, bis zu dem auf Hagelsfeld hinziehenden „Rustgraben“ reichend, wo „ohne Gebrauch des Pulvers und Bleies“ zahme, abgerichtete Enten ihre in der Freiheit lebenden Schweifern täuschend und unbemerkt an den Ort, wo sie umtricht eine Beute der Entensänger werden, locken. Während die Kinder in ihrem unbestimmten Jagdbrang auf Raupen und Schmetterlinge meistens den „Weihenrain“ bei Gottesau auf Korn nahmen, andererseits aber ihre diesbezüglichen Streifzüge selbst bis zum nahen Turmberg bei Durlach ausdehnten, wo an buntschillernden Faltern kein Mangel herrschte, suchten die Erwachsenen auch mitunter die umliegenden Hardtdörfer Teufsch und Welschneureut, Eggenstein, Planfenloch usw. auf, oder sie besuchten auf Schusters Klappen Mühlburg, die Alpenmühle, dann aber auch Rüppurr, das Kammergut Gottesau mit seiner Mutterwirtschaft und selbst das etwas weiter entfernte Eitlingen. Durch die melancholischen Föhrenwälder hinter Bulach

gelangte man nach einsamer Wanderung ins Artillerielager nach Forchheim mit seinen weißen Zeltreihen. Geschichte Soldatenhände hatten daselbst allerlei kleine spielerische Gebäude zusammengestellt, wie z. B. Festungen, Gärten usw., die von den scharenweise herbeigeströmten Karlsruhern gebührend bewundert wurden. Das von seinem wuchtigen Bergfried überragte Durlach endlich erregte sich vornehmlich zur Zeit der Traubenlese häufigen Besuche von Seiten der würdigen Residenzler, die den dort verzapften „Neuen“ von jeher gar sehr zu schätzen wußten. Endlich wäre noch einiger anderer, weniger bekannten Derlichkeiten in nächster Nähe der Stadt zu gedenken, wohin sich in alter Zeit der Strom der sonn- und festtäglichen Spaziergänger mit Vorliebe ergoß. So hatte man im Süden das liebliche Sallenwäldchen mit seinen lauschigen Ruhebänken, das im Jahre 1800 aus dem Güterbesitze des alten Kammergutes Gottesau als Entschädigung für das an Karlsruhe abgetretene Gelände an die Gemeinde Beiertheim überwiesen und 1823 vom Staat „zum Zweck der Verschönerung der Umgebung der Residenz“ erworben worden war, und das „Saalbad“, einen Teich mit einer Insel, der später die zeitgemäßere und schönere Bezeichnung „Ludwigsee“ führte und einstmals als Tummelplatz der Beiertheimer Schweineherde in etwas aurlächerlicher Erinnerung geblieben hat. Das zum Teil heute noch erhaltene Beiertheimer Wäldchen mit seinen uralten knorrigen Eichen — man denke an die sog. „Hänsel- und Gretel-Eiche“ — lockte gleichfalls an lauen Sommertagen zu frohen Spaziergängen, wenn sich auch daselbst noch zu Beginn des vorigen Jahrhunderts viel lichterheues Gefindel herumtrieb, dem z. B. im Juli 1826 ein Karlsruher Bürger namens Gulde zum Opfer fiel. Eine auf diesen Raubmord bezugnehmende, in einen der Schrempfischen Brauerei gegenüberstehenden Eichbaum eingeschnittene Inschrift erinnert heute noch an diesen dunklen Punkt in der Karlsruher Stadtgeschichte. Schließlich verdient auch der herrliche Fasanengarten mit seinen mancherlei Gebäuden nach Plänen des Baudirektors Müller ausdrücklich erwähnt zu werden. Dieser Architekt schuf u. a. 1784 die von je einem steinernen Chinesen bekrönten roten Unterkunfthäuschen für die Silber- und Goldfasanen, legte Brunnen an, errichtete in Karl Friedrichs Auftrag einen Girschpark nach französischem Vorbild, und das Publikum durfte bis 1811 sich in dieser Anlage erholen. Späterhin war der Zutritt zum Fasanengarten für den allgemeinen Besuch gesperrt. Erst die Staatsumwälzung von 1918 hat diesen prächtigen Park der Allgemeinheit wieder erschlossen.

Indessen übte auch der träglässig und trübflutia dahinschleichende Landgraben in Ermangelung von etwas Besserem seine Zugkraft auf die Sonntagsummler aus, und gar oft konnte man in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts an seinen Ufern zahlreiche Zuschauer beobachten, die das Aussehen der Steine zum zweiten Schloßbau, die auf dem „Steinschiffkanal“, d. h. auf dem Landgraben, von Durlach und Gröbzingen herbeigeführt wurden, mit stichtlichem Interesse verfolgten. Die Abblastele selbst befand sich am ehemaligen Rüppurrer Tor, am Ende der Kronenstrasse. Von da ab hieß der Wasserlauf wieder Landgraben.

Wer sich den Luxus eines Wagens für eine Fahrt ins Gelände leisten wollte, der sah sich damals hinsichtlich der Möglichkeit zur Erfüllung dieses Wunsches allerdings schmächtig enttäuscht. Denn Mietwagen oder Fiaker standen in der ganzen Stadt nicht zur Verfügung, es sei denn gewesen, daß man eigene Pferde und Wagen besaß. Später war dies freilich etwas anderes. Denn noch in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts hatten vor dem ehemaligen Durlacher Tor die wenig geschätzten „Gauberer“ oder „Blamagen“ ihren Standplatz, unglaublich hartfällige Fahrzeuge oder „Chaisen“, die von einer meist spindeldürren Kossuante fortbewegt wurden. Ehe jedoch die Reise losging, mußte man oft noch das Erscheinen von einigen sich bisher völlig fremden Leuten als Mitfahrer abwarten, weil sich durch derlei „Sammeltransporte“ der Fahrpreis für den einzelnen Fahrgast in dem „Carlsruh von Anno dazumal“ erheblich verringerte . . .

Ja, das Reisen in der sog. „guten alten Zeit“ hatte entschieden seine Vorteile. Die buchstäbliche Gemütlichkeit regierte damals auch zu Karlsruhe glücklicherweise noch die Stunde, und es erging nichts über die Beschaulichkeit dieses irdischen Daseins.

## Carl Friedrich Wiegand / Mademoiselle Belvina. Novelle.

„Schreibe doch an deinen Vater“, sagte ich zu meinem Freunde Walter Saalfelder, den ich in Sorgen fand. „Wie hoch können sich die Druckkosten für die Dissertation ganz und gar belaufen? Der Kreisphysikus Dr. Saalfelder ist doch ein wohlhabender Mann —“

„Schweige mir, bitte, von meinem Vater!“ bat Walter. „Siehst du, ich mache nicht gern große Worte; aber ich sage dir, wenn ich zurunde ginge, ich nähme keinen Heller von ihm . . .“

„Nieber Walter“, sagte ich, „hast du dich nicht ein wenig gegen deinen Vater verbissen?“

„Hör auf“, erwiderte Walter kurz, „seit meiner Gymnasialzeit habe ich nichts von ihm genommen und solle jetzt elend karitieren?“

„Ich weiß ja nun nicht genau, wie die Verhältnisse liegen“, entgegnete ich, „aber dein Vater hat ganz kürzlich, las ich, zehn Freibetten fürs Landkrankenhaus gestiftet, sei doch in deiner Prinzipienreiterei —“

Walter stampfte mit dem Fuß, daß der Teelöffel auf dem unberührten Teegeschirr zu klingen begann: „Ich will nichts, nichts von ihm wissen. Er hat mir meine Kindheit vergiftet . . .“

„Nieber Walter“, sagte ich begütigend, „du führst hier ein jammervolles Leben — das Geld, das du empfängst, ist doch dein rechtmäßiges Eigentum. Du bist deines Vaters einziges —“

„Schweig!“ schrie er. Er hatte aufgebracht, wie ein gereiztes Tier. Dann setzte er sich vor seinem Schreibtisch hin und presste die Hände vor die Augen.

Ich wagte nichts mehr.

Endlich sagte er, als schäme er sich seines Zornausbruches:

„Ich weiß ja, warum du so sprichst, aber glaube mir, mein Vater ist es nicht wert, daß man von ihm spricht . . .“

Walter Saalfelder hatte seinen Schreibtisch aufgezoogen. Ein Papiergeruch strömte aus dem Schiebsch. In schönen Stößen lagen da allerhand Manuskripte, Briefe, in Päckchen zusammengebunden, welke Blumen, Bilder, ein blaueidenes Band, ein plattgeschlagenes Geschloß, ein durchbrochenes Elfenbeinstäbchen aus einem Fächer — und eine ganze Anzahl kleiner Schachtelchen.

„Da fehlt ja nur der obligate Sektanzschuß aus himmelblauem Atlas mit Stöckelablab“, sagte ich lachend, und nahm ein kleines Schachtelchen in die Hand.

„Bitte, bitte, stehen lassen!“ bat Walter wie ein Junge, der sein Spielzeug bewacht.

Als ich jedoch scherzhaft damit retirierte, bekam er einen roten Kopf: „Ich bitte dich ernsthaft, gib das Schächtelchen heraus!“

„Gut! Aber erst laß mich sehen, was darin ist.“  
„Ich zeige es dir, aber zerdrücke es mir um Gotteswillen nicht!“

Wir setzten uns an den Tisch.

„Nicht wahr, du bläsest nicht hinein“, bat er.

„Ich verpöche es dir feierlich!“

Und nun kam die Enthüllung: Zwischen feinem Sägmehl lagen mehrere kleine dünne Tälerchen von Goldblech, wie sie als blintende Spiegelchen auf dem Flitterstaub des Karnevals liegen.

„Ist das alles, Kindskopf?“ fragte ich.

„Um, hm!“ sagte er und lachte tief in der Brust.

„Und die Sägespäne, gehören sie auch dazu?“ fragte ich.

Wieder machte er: „Um, hm!“

„Na, was bedeutet das?“ forschte ich, „ein Andenken an den Karneval, wie?“

„Das Schächtelchen habe ich seit meinem achten Lebensjahre“, sagte Walter, und nach einer Weile fügte er hinzu, „das ist das Andenken an meine erste . . .“

„Erzählen, eber gehe ich nicht fort!“ entschied ich. Und dabei blieb's.

Schon als kleiner Junge bin ich jedem bunten Feste des Theaters nachgelaufen, und fahrendes Schauspielvolk war für mich eine Art höherer Lebewesen. Wenn ein Karussell auf dem Markt unieres Heimatstädtchens stand, über den, obwohl er von breitfüßigen Linden umstanden war, der Wind pfeifen konnte, dann war ich dort nicht wegzubringen. Mit kalter Nase und roten Augen konnte ich stundenlang die schwingenden, sternbesäten Vorhänge vor mir sich drehen sehen, bis mir die blanke Spiegel- und Lichterpracht ganz schwindelig machte.

Eine Mutter habe ich nicht gekannt. Als Zigeuner war ich aufgewachsen. Niemand konnte mich halten, wenn ich von ferne eine Karussell hörte . . .

Am stärksten aber zog es mich am Abend auf den Karussellplatz. Karoline, unsere dicke Maad, die bei mir Mutterstelle versah, stand auch gern dort und lachte fröhlich über die Wixe, die junge Kerls mit ihr machten.

Ich aber risk mich unterwegs von ihrer harten, schwielligen Hand los und lauste voraus.

Mein Vater sah von acht Uhr bis um Mitternacht auf einem Federlofa in der Hinterkumbe der „Traube“ und trank „Erlanger“. Von dem war nichts zu fürchten. Ich hätte die ganze Nacht fortgleiten können, er sah ja niemals nach mir und überließ mich vollkommen der Maad. Nur wenn ich irgend etwas verdorchen hatte, erschien er mit dem Rohrstock. Das war seine väterliche Erziehung, die mich mit Kleibern, Essen und Prüegeln bedachte.

Karoline und ich gingen also auf den Markt.

Mich froh stets bis ins Herz, wenn ich vor den Herrlichkeiten da oben stand, so daß ich von einem Bein auf das andere sprang und laut nach der Melodie der Orgel mit den Röhren schnatterte. Karoline aber schalt: „Tanz nicht so, du Seiltänzer!“

Der Markt lag abends, weil dort keine Laternen brannten, in stockdunkler Finsternis, nur die Schaubuden oder das Karussell glänzten wie ein Feuerwerk und dichtgedrängt standen die Menschen davor, ein schwarzer Kreis abenteuerlicher Gestalten.

War dann eines schönen Tages das Karussell verschwunden, dann kam der Hammer. Als ich einmal dazu kam, als es abgebrochen wurde, sah ich den festen Plan, auch ein Fahrender zu werden. Karoline aber schlug mich, als ich sie schreiend ansah, den Karussellmann zu bitten, daß er mich mitnehme . . .

War das Karussell verschwunden, so zog es mich unwiderstehlich jeden Nachmittag auf den Markt.

Das Karussell drehte sich immer noch unsichtbar vor mir, und ich sprang stundenlang in dem tiefen Kreis umher, den der Kreis schiffen des Karussells geplüht hatte.

Eines Tages aber war ein Zirkus gekommen. Am Vormittag nach der Schule hatte er einen großen Umzug durch die Stadt gemacht, seine Tiere angezigt, Elefanten mit uniformierten Kesschen auf dem Rücken, Pferde mit Schellengeläuten um den Hals und nickenden Federbüschen auf dem Kopf! Durch „Spanische Reiter“ waren ihre Köpfe an die Brust geschürzt, so daß die glänzenden Häufe noch schöner gebogen und die Tiere jugendvoller und feiner aussahen.

Ich kam zum Mittagessen gar nicht heim, rannte nach dem Markt. Dort wurde gerade der große Mastbaum aufgerichtet, der das Zirkuszelt tragen sollte. Zwölf Mann und ich zogen an einem Tau. Mit Steinen und Holzkeilen wurde er fest eingerammt.

Nach zwei Tagen ritten Fanfarenbläser durch die Stadt. Vier Musiker, eine Trommel, eine Pauke!

„Heute abend große sensationelle Montre-Elite-Gala- und Eröffnungsvorstellung! Es kommen zur Vorführung . . . Es werden auftreten . . . Preise der Plätze . . .“

Am Nachmittag wurde mir heiß: die Zirkuskünstler wohnten alleamt in der „Traube“, gerade neben uns.

Es war ein großer Zirkus. Für die Pferde waren ebenfalls große Reite aufgeschlagen. Grüne, bewohnbare Wagen standen wie eine Wagenburg rings um die Pferdezelte; aber man konnte kaum herangehen; denn zwischen den Rädern der Wagen lagen billige Hunde, die sofort Bärm schlugen, wenn man spionieren wollte.

Der Vater war den ganzen Tag weg gewesen. Karoline hatte eine große weiße Schürze und das Nidelbesteck mit den blanken, scharfen Messern und Geräten einpacken müssen. Jrgendwo wurde wahrscheinlich wieder ein toter Mann auseinander geschnitten.

„Er“ kam erst sehr spät zurück.

Es war schon halb acht, und um acht Uhr ging der Zirkus an. „Er“ da war, durfte nicht gegessen werden. „Er“ hatte einen großen Hunger; „er“ wollte fast nicht aufhören zu essen.

Endlich war „er“ fertig! Ich gönnte ihm das Essen nicht, so zappelig war ich vor lauter Aufregung! Es war zehn Minuten vor acht. Aber „er“ durfte ja keine Ahnung haben. Um acht Uhr endlich, endlich ging „er“ in die „Traube“.

Ich floh Karoline um den Hals.

„Dummer Seiltänzer“, sagte sie in ihrem breiten Dialekt und schob mich zur Seite. Ich war ihr darüber nicht böse. Sie durfte mich treten, schlagen — wenn sie nur mitging, wenn sie nur mitging! Schließlich sagte ihr gutes Herz.

„Was soll's dann?“ fragte sie.

„Nur vierzig Pfennige, komm, komm, komm!“

„Meinetwegen“, sagte Karoline, schnitt für uns ein Stück Brot ab, und wir kauten unterwegs munter drauflos.

(Schluß folgt.)

## Hermann Burte / Ode an den Schwarzwald.

Schwarz im Grünen und Blauen, mit jenseitsfarbigen Reizen,  
Stellst du dem Auge dich dar,

Zwischen den goldenen Neben am Rhein und dem blonden Weizen  
auf der hochschlächtigen Baar;

Wälst du an die weißen Wolken empor in dustigen Schwarzen  
Waldia des Wesens Wucht,

Und es rauschen von dir, genährt am giebigen Herzen,  
Siröme in silberner Flucht —

Zwiefaches Ziel in der Seele: Zum Dämmer des Nordens ge-  
zogen

In die germanische See,

Und zum sülichen Meere, wo dir fleischfarbige Wogen  
Tranken kauftastischen Schnee;

Südtlich glänzen dich an perlmutterschimmernde Gipfel,  
Neben als edles Gestein;

Aber vom Neckar herauf, um zahmer Kastanien Wipfel,  
Düstet der pfälzische Wein.

Westlich im Dunite verblaffen — dir Schwestern von gestern —  
Vogesen,

Zwei Mal gerissen von dir:

Einmal, als im Neben zerbrach, was eine Scholle gewesen,  
Dann in blutshändender Gier;

Trauerns klagt du und ragst! — Es lodern in Bergen die Feuer,  
Welche dich brünstig umspien,

Aber in Trauben und Kirichen und Herzen zieht es nun treuer  
Liebend und labend dahin.

Leat auf die Kiese, die Löße, die Kasse vor deine Kröße  
Weißes und rosiges Blut,

Daß du im wohligen Oden einatmest fliegende Süße  
Und als Beseltiger ruhst,

Reich im Innern, vielfältig, so bunt und farblich wie finster,  
Nepvia im wüchlichen Drama;

Ebereschen, Wacholder, Fingerhut, Heidel und Ginster  
Flammen am glühenden Hana;

Aus der Fülle des Busens, den selig lastenden Dualen,  
Frei im schaffenden Kampf

Heißend hauchen heiße Quellen, in milderen Talen,  
Um Altäre den Dampf;

Aber empor in den Aether, im Sehnen und Suchen nach reinern  
Ephären steigt die Gestalt

Ewiger Dome, wie deine Tannen gebildet, steinern  
Sät sie der Glaube kristall —

Schwarzwald, so wirkst du, so stirkst du mit zachtigen Säumen  
Herrschend unser Gesicht,

Schwebt im Blick, schwimmt im Blut, Talen und Träumen,  
Eingewoben dein Bild!

Samten postst du des Rheines und Weines blühende Sonnen  
Mit urzauberischer Macht —

Dein ist das Dunkel, die Tiefe, der Schatten, du laagerst am  
Brunnen

Deiner Mutter, der Nacht!

(Als Gruß dargeboten dem Badischen Schwarzwaldverein zu  
seiner Hauptversammlung in Lörrach 1927.)